und auf die Möglichkeit des Zwanges zu einer solchen Maßregel hingewiesen haben. Und da Stichhaltiges gegen jene Berechtigung nicht einzuwenden ist, so suchen die beiden radicalen Blätter die Hinweise auf die Möglichkeit eines Zwanges als phantastisch oder ungeheuerlich erscheinen zu lassen. Wir hatten z. B. betont, daß im Falle eines Krieges mit den Vereinigten Staaten die Verwendung des Landheeres unumgänglich nöthig sein würde. Die „Freisinn. Ztg." bemerkt dazu: „Bis jetzt hat sich noch keine Phantasie dazu verstiegen, ein gewaltiges deutsches Heer über See zu verwenden". Der „Vorwärts" aber fühlt sich als „Tölke mit dem Knüttel" und bemerkt in etwas grobkörnigerer Art: „Das klingt bisher noch wie alldeutscher Irrsinn, entsprossen einem starken Blutandrang nach dem Kopfe. Aber nur Geduld, der Irsinn von heute wird vielleicht morgen schon das deutsche Parlament beschäftigen." — Wollten die beiden Blätter die Möglichkeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten überhaupt leugnen, so würden sie damit nur eine starke historische Unkenntniß beweisen; denn jedes Blatt der Geschichte lehrt, daß heute geschieht, was vor 50 Jahren für undenkbar gehalten worden wäre. Hätte man es beispielsweise zu den Zeiten des großen Corsen für denkbar gehalten, daß 50 Jahre später Frankreich und England Bundesgenossen sein würden? Muß nun aber die Möglichkeit eines Krieges mit den Vereinigten Staaten oder mit einer anderen Macht, der Deutschland zu Lande nicht beikommen kann, zugegeben werden, was ist dann an unserer Auffassung, daß Deutschland sein starkes Landheer zu überseeischen Zwecken brauchen könnte, phantastisch? Vielleicht können die Redactionsgeneralstäbler der beiden radicalen Blätter angeben, wie denn sonst Deutschland in einem Kriege mit den Vereinigten Staaten einen erfolgreichen Ausgang des Feldzuges sollte herbeiführen können. Die amerikanische Marine ist der deutschen gleichwerthig; Deutschland kann also nur das Uebergewicht geltend machen, das es durch seine große stehende Armee besitzt. Daß die Verwendung großer Truppenmassen in überseeischen Kriegen keine Unmöglichkeit ist, ist schon in den Zeiten des Alterthums wiederholt bewiesen worden. Aus der neuesten Zeit erinnern wir an den chinesisch-japanischen Krieg und vor Allem an den ja noch sehr „actuellen" Boerenkrieg, in dem England nach und nach 200 000 Mann zur See nach sehr weit entlegenen Gegenden transportirt hat. Es ist nicht „alldeutscher Irrsinn", zu verlangen, daß Deutschland von seinen vorhandenen und ihm ohne jede Mühe zur Verfügung stehenden Machtmitteln Gebrauch mache; wohl aber wäre es — wir wollen ein höflicheres Wort brauchen — verkehrt, alljährlich viele Hunderte von Millionen für das Heer aufzuwenden, um dann, wenn alle anderen Mächte vom Leder ziehen, die blanke Waffe ungenützt in der Rüstkammer liegen zu lassen. Die radicale Presse deutet ja sonst so oft mehr oder weniger zart an, daß die Armee nur zu Paradezwecken benutzt werde; nun, in China gilt es keine Parade, sondern einen sehr ernsten Waffengang, der durch die kaum mehr zu bezweifelnde Ermordung des deutschen Gesandten in Peking einen noch ernsteren Charakter erhält. Oder bezweifeln „Freis. Ztg." und „Vorwärts" auch das und möchten sie, daß ihren Theorien zu Liebe der Mord ungesühnt bliebe und dadurch das Signal zu einer Menge anderer Blutthaten gäbe?

Beklagenswerth, aber nicht eben befremdlich ist es, daß das leitende Organ der bayerischen Centrumspartei, die „N. Bayer. Ztg.", die sich durch ihre Gegnerschaft gegen die Flottenverstärkung besonders hervorthat, die Verwickelung Deutschlands in die chinesischen Wirren dazu benutzt, über die angeblich mangelhafte **Seelsorge für die katholischen Marinemannschaften** lebhafte Beschwerde zu führen und dadurch die Gemüther nicht nur der nach den chinesischen Gewässern eingeschifften katholischen Marinemannschaften, sondern auch ihrer zurückbleibenden Angehörigen mit schwerer Sorge zu erfüllen. Es sei eine längst bekannte Thatsache, behauptet das Blatt, daß auf unserer deutschen Marine nicht allein jede Seelsorge mangele, sondern auf den deutschen Schulschiffen die katholischen Seecadetten und Mannschaften dem protestantischen Gottesdienste beiwohnen müßten. Katholischen Gottesdienst hätten die katholischen Mannschaften nur dann, wenn sie in einem der drei Kriegshäfen stationirt seien. Die katholischen Mannschaften hätten, so lange sie auf Schiffen sind, gar keinen katholischen Gottesdienst, oder müßten gar dem protestantischen Gottesdienste beiwohnen. Die katholischen Kreise Deutschlands hätten darum allen Grund, in allem Ernste und mit allem Nachdruck die Forderung zu stellen, daß für eine regelmäßige Seelsorge für die katholischen Marinemannschaften auch auf dem Schiff gesorgt werde. Diese Forderung werde jetzt, wo ein Theil der Marine anläßlich der chinesischen Wirren mobil gemacht worden, um so dringender. Angesichts der Schwere dieser Beschuldigung und ihrer möglichen Folgen ist es dankenswerth, daß von zuständiger Seite die „Nordd. Allg. Ztg." sofort in den Stand gesetzt worden ist, die Behauptungen der „N. Bayer. Ztg." zu widerlegen und das Folgende festzustellen: „Thatsächlich ist die Marineverwaltung bestrebt, eine angemessene Seelsorge für die katholischen Mannschaften in jeder nur möglichen Weise sicher zu stellen. Die „Allgemeinen Flottenbefehle" enthalten die Bestimmung: „Den katholischen Mannschaften ist jede Gelegenheit zum Kirchenbesuch an Land zu bieten, nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande. — Durch Dienst darf möglichst Niemand außer der Schiffswache, und auch diese nur, soweit unbedingt nothwendig, verhindert werden, an dem Gottesdienste seiner Confession theilzunehmen."

Nach dieser Bestimmung wird streng verfahren. In den deutschen Kriegshäfen werden allsonntäglich sämmtliche katholische Mannschaften, die sich freiwillig melden, von Bord der Schiffe dem Landgottesdienste zugeführt. Auch werden die Leute durch ihre Vorgesetzten zu dieser Meldung besonders aufgefordert. Das Gleiche geschieht im Auslande bei jeder sich bietenden Gelegenheit, sogar in dem Umfange, daß die Seelsorge französischer und sonstiger nichtdeutscher Geistlicher in Anspruch genommen wird. Der Staatssekretär des Reichs-Marineamts sagte hierüber in der Reichstagssitzung vom 30. Januar 1899:

„Die Berichte unserer Commandanten von auswärtigen Stationen weisen auch nach, daß die Vorschriften über die Seelsorge für die katholischen Mannschaften pflichtgemäß beobachtet werden, und es liegen von katholischen Bischöfen im Auslande anerkennende Erklärungen nach dieser Richtung hin vor."

Ist ein Besuch des katholischen Gottesdienstes an Bord nicht möglich, so wird an jedem Sonntag den katholischen Mannschaften an Bord durch einen Officier oder Deckofficier ihrer Confession eine Andacht gehalten, wie sie in gleicher Weise auf allen Schiffen, die keinen Pfarrer besitzen, für die evangelischen Mannschaften stattfindet. Die Behauptung, daß auf den deutschen Schulschiffen die katholischen Seecadetten und Mannschaften den protestantischen Gottesdiensten beiwohnen müssen, ist völlig aus der Luft gegriffen. Im Uebrigen ist gerade bei der jetzt stattfindenden Mobilisirung der Seebataillone für eine regelmäßige Seelsorge beider Confessionen Sorge getragen, da die Truppen von einem evangelischen und einem katholischen Geistlichen begleitet werden." — Es fragt sich nur, ob die „N. Bayer. Ztg." und die ihr gesinnungsverwandten Blätter diese Richtigstellung im Wortlaute verbreiten. Jedenfalls liegt hier ein Fall vor, in dem die Marineverwaltung von dem Berichtigungszwange unnachsichtlich Gebrauch machen sollte.

Die Lage, in die das englische Regime in Westafrika durch den **Aschanti-Aufstand** versetzt worden ist, gestaltet sich alle Tage schwieriger. Bis jetzt ist, wie es scheint, der Entsatz des in der Hauptstadt Kumassi eingeschlossenen und dort schwer bedrängten Gouverneurs nicht gelungen, wenigstens fehlt jede hierauf bezügliche Nachricht, obwohl Gouverneur Hodgson den 20. Juni als den äußersten Termin bezeichnet hatte, bis zu welchem er den Platz würde halten können. Am genannten Tage hätte also die Garnison von Kumassi capituliren oder den Versuch machen müssen, sich durchzuschlagen. Möglich, daß ihr das letztere Vorhaben gelungen ist, da die vorerwähnte Nachricht des Gouverneurs, daß er sich bis zum 20. halten könne, als Antwort auf eine heliographische Depesche des zu seinem Entsatze operirenden Obersten Willcocks einging, daß am 20. eine Entsatzcolonne bis Bekwai gelangen würde. An Bemühungen lassen es die Engländer überhaupt nicht fehlen, aber ihre numerische Schwäche, sowie die Ungunst der Witterung sind mächtige Bundesgenossen des Feindes, dessen Streitmacht schon auf mehr als 40 000 Mann angewachsen sein soll. Aus Sierra Leone sind zahlreiche Trägercolonnen nach Cape Coast Castle entsendet worden, die für europäische Truppenzüge in Westafrika unentbehrlich sind. Je mehr Träger Oberst Willcocks zu seiner Verfügung hat, auf desto mehr Schultern kann er das Heergepäck vertheilen; ein nicht gering zu veranschlagender Umstand, wenn fast das ganze zu durchziehende Land durch die Tropenregen unter Wasser gesetzt und in Morast verwandelt ist. Diese Wasserfluthen bilden das hauptsächlichste Hemmniß eines raschen Vordringens, aber auch wenn von den Aschantis die trockene statt der feuchten Jahreszeit zur Inscenirung ihres Aufstandes gewählt worden wäre, darf man bezweifeln, daß eine so kleine Schaar, als sie dem Obersten Willcocks zur Verfügung steht, schneller hätte vorwärts kommen können. In dem Feldzuge, der mit Unterwerfung des Aschantikönigs und seines Volkes endete, entfalteten die Engländer eine ganz andere Truppenmacht, wovon ein starker Procentsatz europäische Soldaten waren, während sie jetzt nur über eine schwache Anzahl von eingeborenen Mannschaften verfügen, und selbst damals war der Vormarsch nach Kumassi nichts weniger als „ein militärischer Spaziergang". Der die Vorhut führende Oberstleutnant Burrow's hat nur 500 farbige Soldaten mit und rückt so rasch er kann vorwärts, aber da die schweren Regengüsse unaufhörlich fortdauern, so kann er des Tages nur wenige Meilen zurücklegen. Privatberichte aus Cape Coast Castle entwerfen von der Lage ein sehr düsteres Bild.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 1. Juli. Auf eine schwere Schädigung des Mittelstandes macht ein Berliner Mitarbeiter den Finanzminister Dr. v. Miquel aufmerksam, indem er schreibt: Nachdem nun einmal Herr v. Miquel durch sein weltausschauendes Rettungswerk der Waarenhaussteuer dem Mittelstande die Wege gewiesen hat, auf denen der Staat ihm zu helfen vermag, wird es darauf ankommen, diese Wege recht rasch und gründlich auszubauen. In der Reichshauptstadt ist jetzt ganz besondere Gelegenheit dazu; von weit her treffen dort zur Zeit gewaltige Sendungen frischen Obstes ein, und je mehr der Vorrath der Gefahr des Verderbens ausgesetzt ist, um so dringlicher ist der Zwang, alle Reste zu jedem Preise zu verkaufen. Das benutzen zahlreiche fliegende Händler, um den ständigen Obst- und Lebensmittelgeschäften, die in zahlreichen Kellern durch die ganze Stadt verbreitet sind und im Allgemeinen für die tägliche Lebensmittelversorgung der Bewohner der anliegenden Straßen sich unentbehrlich gemacht haben, das Dasein schwer zu machen und den Erwerb zu vereiteln. Großcapitalisten unter den fliegenden Händlern, welche sogar im Besitz eines offenen Wagens und eines Pferdes sind und über mindestens 5 ℳ baare Mittel zu verfügen haben, kaufen von der Zwischenhand die dem Verderben am schnellsten ausgesetzten Reste der Kirschen, Erdbeeren-, Johannis- und Stachelbeeren zu billigsten Preisen auf; sie stellen sich an die belebtesten Straßenecken, mit besonderer Vorliebe dicht vor den Obstkellern zum Sondervergnügen der Ladenbesitzer in denselben, sie preisen mit unwiderstehlicher Anmuth und Beredsamkeit die Vorzüge ihrer jeder Witterung und jedem Straßenstaub offen ausgesetzten, rasch dem Verderben ausgesetzten Waaren zu „sechs Dreiern das Pfund" aus; und zahlreiche Vorübergehende wissen die Billigkeit dieses Preises zu würdigen und kaufen nach Kräften, zumal da sie noch umsonst alte Zeitungsmaculatur zum Einwickeln hinzubekommen, während in den Obstkellern eine besondere Düte oder weißes Papier ihnen geliefert werden muß und das Obst dort durchweg frischer, besser und auserlesener, aber freilich auch meist etwas theurer ist. Wo in einer solchen Straße ein solcher Wagen einmal Posten gefaßt hat, ist für den Tag in den benachbarten Straßen der Obstverkauf in den Kellern und Läden an der Wurzel getroffen und in ihnen auf einen Reinertrag nicht mehr zu rechnen. Diese Verkaufswagen sind also der wirthschaftliche Ruin des alten besessigten Ladenbesitzes, und da in Preußen noch immer der alte schöne Spruch dunum cuique gilt, so ist zu hoffen, daß nunmehr Herr v. Miquel recht bald gegen diese den Mittelstand vernichtenden großcapitalistischen fliegenden Obsthändler durch eine neue und zugkräftige Umsatzsteuer nach Art der Waarenhaussteuer einschreiten wird. Er soll bereits mit seinem Freunde v. Brockhausen die erste Berathung gepflogen haben.

* **Berlin**, 1. Juli. (Die Vertheuerung des Pilsener Bieres.) Eine Frage, die nicht nur in Berlin, sondern auch in vielen andern deutschen Städten acut wird, ist die, wie die anläßlich des Flottengesetzes beschlossene Erhöhung des Bierzolles wirken wird. Bekanntlich kommt dabei in erster Linie und fast ausschließlich das Pilsener Bier in Frage. Eine große Versammlung von Gastwirthen befaßte sich mit der Frage, wer den Zoll (3,40 ℳ), der am 1. Juli in Kraft tritt, tragen solle. Die Vertreter der verschiedenen Pilsener Brauereien erklärten, daß die Brauereien sich die Mehrkosten nicht aufladen könnten, ebensowenig könnten auch die Berliner Vertreter der Brauereien den Zoll aus ihrer Tasche bezahlen. Es bleibe demnach kein anderer Weg, als den Zoll beim Verkauf an das Publicum wieder einzubringen. Der Vorsitzende des Deutschen Gastwirths-Verbandes Theodor Müller betonte, im Reichstage sei ausdrücklich davon gesprochen worden, daß der Zoll die Biertrinker treffen werde. Das Pilsener Bier werde fast ausschließlich von besser gestellten Leuten getrunken und denen könne es auf eine an sich sehr geringe Preiserhöhung nicht ankommen. Scharfen Widerspruch erhob der Redner ferner gegen das Rundschreiben der Pilsener Brauereien, das die Zollerhöhung als „Flottensteuer" bezeichnete. Das sei eine tschechische Anmaßung und Verhöhnung des deutschen Empfindens, die man entschieden zurückweisen müsse. (Lebhafter Beifall.) Die Besprechung drehte sich nun darum, ob man kleinere Gefäße anschaffen oder für einen halben Liter 35 ₰ nehmen solle. Eine völlige Einigung über diesen Punct ist nicht zu erzielen, da die Preise sehr verschieden sind. In den besseren Restaurants werden durchschnittlich jetzt 5/10 für 30 ₰ geliefert, in den Concertlocalen 4/10 und in den Cafés 3/10 für 30 ₰. Ein Theil der Wirthe will künftig den Preis von 30 auf 35 ₰ für 1/2 Liter erhöhen, ein anderer Theil, der die Kosten für neue Gläser nicht scheut, wird dagegen nach dem Vorschlage der Vertreter der Brauereien 4/10 für 30 ₰ und 2/10 für 15 ₰ liefern. Die Vertreter der Pilsener Brauereien verpflichteten sich, nur an diejenigen Gastwirthe künftig Bier zu liefern, die eine solche Preiserhöhung eintreten lassen. Ob nun das Publicum so ohne Weiteres mit der Vertheuerung einverstanden sein wird, ist aber noch sehr fraglich, denn es bezahlt die nichtberlinischen Biere so wie so schon reichlich theuer. Für den Fall, daß die Pilsener Brauer wie die Berliner Wirthe auf dem Entschlusse beharren, ihrerseits den Zollaufschlag nicht zu tragen, wird bereits ein kleiner Bierstreik oder Bierboycott in Aussicht gestellt, der den Verbrauch immerhin ganz wesentlich vermindern könnte. Die Verhältnisse in der Provinz dürften nicht viel anders liegen als in Berlin.

— Der Staatssekretär Graf v. Bülow hat sich nach Wilhelmshaven begeben, um dem Kaiser Vortrag zu halten.

— Der Bundesrath hat in seiner letzten Sitzung vor den Sommerferien auch den Entwurf über die privaten Versicherungsunternehmungen angenommen. Zahlreiche von den Ausschüssen befürwortete Aenderungen sind vom Bundesrath an dem ursprünglichen Gesetzentwurfe vorgenommen worden. Dagegen ist die von den Ausschüssen gestrichene Bestimmung wiederhergestellt worden, wonach den Versicherungsgesellschaften die Verpflichtung auferlegt werden soll, mindestens die Hälfte ihrer Reservefonds in Reichs- und Staatspapieren anzulegen. Es wurde geltend gemacht, daß eine derartige Vorschrift den Interessen der Versicherungsnehmer entspräche und gleichzeitig wohl auch dazu beitragen könnte, im Laufe der Zeit auf die übermäßig und ohne innere Berechtigung gedrückten Course unserer Reichs- und Staatspapiere günstig einzuwirken. Weiter stimmte der Bundesrath einer Verordnung zu, wonach den deutschen weiblichen Studirenden der Medicin die bis zum 1. April d. J. auf einer ausländischen Universität zugebrachte Studienzeit angerechnet werden soll.

— Das Präsidium des Centralverbandes der Vereine selbstständiger Gewerbetreibender zu Berlin beabsichtigt, in der Frage der weiteren wirthschaftlichen Organisation des Mittelstandes in Handel und Gewerbe ein gemeinsames Vorgehen aller bestehenden deutschen Verbände des gewerblichen Mittelstandes und des Handwerks anzuregen.

— Ein Erlaß des preußischen Ministers der öffentlichen Arbeiten weist die Eisenbahndirectionen darauf hin, daß nach § 13 der Vorschriften für die Ueberwachung und Prüfung der Eisenbahnbrücken mit eisernem Ueberbau nur die Messung derjenigen Formänderungen vorgeschrieben ist, die durch die schwersten Lasten im gewöhnlichen Betriebe hervorgerufen werden. Hiernach wird die Anwendung besonderer Belastungszüge nicht verlangt und ist dieselbe künftig zu unterlassen, soweit nicht die Bestimmungen des § 14 der vorerwähnten Vorschrift in Betracht kommen.

— Zum feierlichen Acte der Namengebung, die in Gegenwart des Kaisers Prinz Rupprecht von Bayern am Montag in Wilhelmshaven an dem neuen Linienschiffe der kaiserl. Marine vollzieht, trifft auch der Gesandte Graf Lerchenfeld, der sich zur Zeit auf Urlaub in Paris befindet, dort ein. Von hiesigen Herren begeben sich zu diesem Zwecke nach Wilhelmshaven der Legationsrath Frhr. v. Guttenberg, sodann vom Bundesrathe die bayerischen Mitglieder Staatsrath Frhr. v. Stengel, der Ministerialdirector v. Herrmann, der Ministerialrath v. Geiger, weiterhin der Militärbevollmächtigte Generallieutnant Frhr. Reichlin v. Meldegg und Andere.

— Dem Regierungs-Präsidenten Grafen Robert Hue de Grais in Potsdam ist aus Anlaß seines Ausscheidens aus dem unmittelbaren Staatsdienst der Charakter als Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath mit dem Range der Räthe erster Classe verliehen.

— Hier angekommen sind: der Präsident des Reichsbank-Directoriums Dr. Koch von der Dienstreise, der Oberpräsident der Rheinprovinz Nasse aus Coblenz, der schaumburgische Staatsminister Frhr. v. Feilitzsch aus Bückeburg.

* **Memel**, 1. Juli. Bei dem Besuche Memels theilte der Minister des Innern Frhr. v. Rheinbaben mit, daß für den Ausbau der Südermole von der Regierung 2½ Mill. Mark bewilligt seien, davon würden 800 000 ℳ in den nächstjährigen Etat eingestellt. Noch in diesem Jahre soll die Mole um 50 m verlängert werden.

⊙ **Travemünde**, 1. Juli. Der Kaiser und die Kaiserin sind um 8 Uhr Abends auf der „Hohenzollern" über Kiel nach Wilhelmshaven in See gegangen. Der Panzer „Hela" und die Torpedobootsdivision begleiten die „Hohenzollern". — Im Curhause nahm Prinz Heinrich die Vertheilung der Preise für die Segelwettfahrt vor.

* **Hamburg**, 1. Juli. Im „Deutsch. Protestantenbl." veröffentlicht Pastor Hillmann eine Erklärung, in der es heißt:

Woher der Kampf? Die Antwort hätte sich vielleicht finden lassen durch Beleidigungsklage vor einem Schöffengerichte — vielleicht auch nicht. Jedenfalls konnte ich mich nach dem Rathe Sachverständiger nicht dazu entschließen. Ich habe aber Grund zu der Hoffnung, daß ein Ehrengericht zu Stande kommt und Klarheit schafft. Abgesehen von dieser Frage gab es noch eine rein juristische: Ist die Gemeinde Privatgemeinde oder nicht? Kann sie also jederzeit ohne Grund den Pastor entlassen oder nicht? Hierum drehte sich bisher der Proceß. In diesem standen beide Parteien vor einem schweren Risico, deshalb schlossen wir einen Vergleich; ich lege mein Amt an der Hamburger reformirten Gemeinde nieder, die Gemeinde zahlt mir vier Jahre hindurch ein Gehalt, mit dem ich einigermaßen auskomme, Umzugskosten 2c.

○ **Braunschweig**, 1. Juli. Der aus 192 Kriegervereinen mit über 20 000 Mitgliedern bestehende Braunschweiger Landwehr-Verband feierte gestern und heute das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. An der heutigen Festsitzung nahmen der Präsident des deutschen Kriegerbundes: General der Infanterie von Spitz, der Minister Hartwig,

---

mein Wunsch ist befriedigt worden." Ein triumphirender Ausdruck flog über sein Antlitz.

Diana, welche sich, während er sprach, von der Bank erhoben hatte, trat unwillkürlich einen Schritt zurück, halb erschrocken über das Frohlocken, das aus seinen Worten sprach.

„Sie entsetzen sich über meine Offenheit?" fuhr Philipp, als er ihr Zurückweichen bemerkte, mit fast gesteigerter Heftigkeit fort. „Ja, das klingt freilich anders, als wenn Herr Antonius Beauchamp mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt die lügenhaftesten Sachen sagt! Ich habe Ihnen einen Blick in mein Herz gestattet, Ihnen die ungeschminkte Wahrheit gezeigt — und Sie wenden sich mit Mißfallen von mir ab — wenn nicht sogar mit Groll!"

Die Bitterkeit, welche aus seinen Worten klang, blieb nicht ohne Eindruck auf das junge Mädchen. Sie trat auf ihn zu.

„Nicht mit Groll", entgegnete sie in leisem Tone. „Ich dachte nur, daß „Vergeben" die vornehmste Rache sei, die man nehmen kanne!"

„Das ist eine Größe, zu der ich mich nicht aufschwingen kann, nein — einen solchen Ehrgeiz besitze ich nicht. Wenn Sie wüßten, vielleicht —"

Er stockte, die Versuchung, sich auszusprechen, war ihm in diesem Augenblicke näher, als es jemals der Fall gewesen. Auch Diana empfand das, und mit stockendem Athem blickte sie zu ihm auf.

„Und darf ich es nicht wissen?" fragte sie kaum hörbar.

„Sie es wissen! Das verhüte der Himmel! Es würde ein Verbrechen sein, die Last eines so sündigen Geheimnisses auf Ihre junge Seele zu wälzen, das niemals gesühnt werden könnte, eines Geheimnisses, das mich meine besten Jahre gekostet und mich zu einer unerträglichen Pein verurtheilt hat."

Die Erregung war von seinem Antlitz gewichen, und ein eigenthümlich weicher Ausdruck lag in seinen Augen, als er zu ihr niederblickte und ihre beiden Hände fest mit den seinen umschloß. Von Neuem pochte sein Herz mit ungestümen Schlägen, von Neuem trat die Versuchung an ihn heran, ein wunderbares Ahnen von Glück und Seligkeit ließ ihn bis ins Innerste erbeben — von einem Glück, das er niemals sein nennen konnte! Mit einem Seufzer, der fast einem Stöhnen glich, ließ er ihre Hände fallen und verließ sie.

* * *

„O, mein Himmel, wie langweilig es doch manchmal ist!" seufzte Nancy, sich in einen Lehnstuhl niederlassend und ihre Schleppe so ordnend, daß deren schöner Faltenwurf zu seiner vollen Geltung kam. „Eigentlich ist das Leben hier auch nicht viel anders, als es in Sheppertbi's Busch war. Wenn nur erst die Trauerzeit, die wir der Welt wegen einhalten müssen, vorüber wäre, daß wir in Gesellschaft gehen und endlich auch Einladungen erlassen könnten. Es ist ja eine sehr schöne Sache, behaglich im Familienkreise zu leben, aber schließlich kann man auch vom Besten zu viel haben."

Diana, an welche dieser philosophische Erguß gerichtet war, saß an dem offenen Fenster des Wohnzimmers und blickte träumerisch nach dem Himmel hinauf, wo ein Stern nach dem anderen auftauchte. Die Wachskerzen in den Wandleuchtern und Candelabern waren bereits angezündet, und das große, in Weiß und Gold gehaltene Zimmer mit den Louis-quinze-Spiegeln, den niedrigen, mit mattfarbenem Brocat überzogenen Goldstühlen, dem herrlichen Aubusson-Teppich bot einen passenden Hintergrund für Nancy's heliotropfarbenes seidenes Gesellschaftskleid, welches sie heute angelegt hatte.

Erich und sein Vetter saßen noch bei einer Flasche Wein im Speisezimmer. Diana, welche von ihrem Platze das offene Fenster des Speisezimmers, durch welches der helle Schein der Lampe auf den Kiesweg draußen fiel, sehen konnte, vernahm das Murmeln ihrer Stimmen.

„Wie still Du bist!" grollte Nancy, ihre Rede wieder aufnehmend. „Du bist recht selbstsüchtig, Diana, Du wirst niemals daran denken, daß es für mich sehr langweilig sein muß, wenn Du so in Grübeleien versunken dasitzest. Wenn Du doch in Betracht ziehen wolltest, daß man eine Unterhaltung nicht mit sich allein führen kann!"

Der Eintritt Robinson's mit einem Präsentirbrett unterbrach ihren Gedankengang und lenkte ihn in eine andere Richtung.

„Haben Sie den Herren schon den Kaffee gebracht, Robinson?" fragte die junge Dame jetzt hoheitsvoll den Diener.

„Nein, gnädiges Fräulein!"

„Dann sagen Sie meinem Bruder, daß ich ihn und Mr. Beauchamp bitten lasse, den Kaffee hier bei uns einzunehmen."

„Jawohl, gnädiges Fräulein!"

Robinson verließ das Zimmer, um seinen Auftrag auszurichten. Hauptsächlich war es die Langeweile, welche Nancy veranlaßt hatte, um die Gesellschaft der Herren zu bitten, zu gleicher Zeit wurde sie aber auch von einem gewissen schadenfrohen Gefühl geleitet, denn sie wußte, daß sich Diana von ihrer Handlungsweise nicht angenehm berührt fühlen würde. Auf diese Weise dachte die junge Dame ihre Schwester gleichzeitig ein wenig zu ärgern und sie für ihr rücksichtsloses Benehmen gegen sie, so nannte Nancy das vorherige Schweigen Diana's, zu ärgern.

Die Herren beeilten sich, dem an sie ergangenen Rufe Folge zu leisten, und Antonius schritt, sobald er das Zimmer betreten, auf die in der Fensternische sitzende Diana zu.

„Diana, schöne Göttin mit dem Silberbogen, wo weilen die Gedanken?" fragte er scherzend, indem er sich in einen kleinen ihr gegenüberstehenden Polsterstuhl niederließ, den er so nahe rückte, daß seine Hände fast den weichen, weißen Stoff von Diana's Kleid berührten. Während der ganzen Zeit verwandte er keinen Blick von dem lieblichen Antlitz des jungen Mädchens, welches noch immer schweigend in die Nacht hinausblickte.

„Werde ich keiner Antwort gewürdigt?" fragte er, seine Stimme so dämpfend, daß seine Worte nur von ihr allein gehört werden konnten. „Ah, eine Sternschnuppe!" rief er plötzlich aus und fügte dann schnell hinzu:

„Es fällt ein Stern herunter
Aus seiner funkelnden Höh',
Das ist der Stern der Liebe,
Den ich dort fallen seh'."

„Wollen Sie uns nicht etwas singen", schallte plötzlich die scharfe Stimme Nancy's zu ihnen herüber, sehr zu Antonius' Mißvergnügen, obgleich er sich beeilte, der über die ihr zu Theil gewordene Vernachlässigung entrüsteten Dame auf das Bereitwilligste zu antworten.

„Mit Vergnügen", sagte er. Und dann sich wieder zu Diana wendend: „Darf ich Sie bitten, sich ans Clavier zu setzen und etwas auszuwählen? Oder soll ich mich selbst auf der Mandoline begleiten?"

„Ganz entschieden — die Mandoline!" rief Erich, ehe Diana Zeit gefunden, ein Wort zu äußern. Erich war, so lange er im Zimmer war, rastlos in demselben auf- und abgegangen. „Ich kann mir nichts Hübscheres denken, als Sie mit diesem wunderbaren Instrument in der Hand zu sehen."

„Keine Schmeicheleien, mein Freund, wenn ich bitten darf!" lächelte Antonius, Erich mit der Hand leise auf die Schulter schlagend.

Antonius hatte eine weiche klangvolle Stimme. Er sang ein kleines italienisches Liebeslied und richtete seinen Gesang hauptsächlich an Diana; obgleich dieselbe die Sprache nicht verstand, war es doch nicht schwer, den Sinn des Liedes zu errathen.

Als Antonius seinen Gesang beendet hatte, griff er noch einige Schlußaccorde und warf dann die Mandoline beiseite. Schnell ans Clavier eilend und ohne sich um ein Notenheft zu kümmern, spielte er ein rauschendes Musikstück, welches er jedoch ganz plötzlich abbrach und in einen träumerischen sanften Walzer verfiel.

Erich, den der Gesang und das Spiel Antonius' traurig gestimmt hatten, war durch die breiten geöffneten Flügelthüren auf die Terrasse hinausgeschritten. Unter einem großen Baum, der seine Zweige über einen Theil der Terrasse erstreckte, entdeckten Erich's scharfe Augen einen dunklen Schatten, in dem er beim Näherkommen die Gestalt Mr. Bipont's entdeckte.

„Ich hoffe, Sie werden mich entschuldigen, daß ich mir erlaubt habe, hier einzudringen", sagte dieser jetzt. „Um die Wahrheit zu gestehen, ich bin ein sehr großer Musikfreund und konnte dem Drange, ein wenig näher zu kommen, um besser hören zu können, nicht widerstehen. Die Musik hat Sie auch weicher gestimmt", fügte er, Erich anblickend, hinzu, als jetzt die letzten Töne der Musik drinnen erstarben.

Erich lachte und dann sagte er:

„Ich habe Sie ja heute noch gar nicht gesehen, was haben Sie vorgehabt?"

„Ich bin überall gewesen, habe geforscht und nachgespürt nach allen Richtungen", erwiderte der Detectiv schmunzelnd. „Wie Sie sehen, geht meine Arbeit nur langsam vorwärts. Wenn Sie sich an die Ihrige setzen, so wissen Sie wenigstens genau, was Sie zu thun haben. Bei mir ist das anders. Es ist gerade, als ob man die nach allen Richtungen hin verstreuten Stückchen einer Mosaikplatte zusammensuchen soll, um dieselben, wenn man sie gefunden, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen."

„Und wie weit sind Sie mit der Sache, wegen deren Sie hergekommen sind? Haben Sie schon irgend eine Entdeckung gemacht?"

Bipont blickte aufmerksam ringsum.

„Bitte, sprechen Sie nicht so laut, Herr Baron", sagte er mit gedämpfter Stimme. „Wenn die Wände Ohren haben, so haben die Fenster Augen. Kommen Sie unter jenen Baum dort, da ist keine Gefahr, daß man uns sieht oder hört."

Erich folgte ihm zu dem bezeichneten Baum, dessen niederhängende Zweige fast den Boden berührten.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.